

Kenny Berger

Mörderkind

1

Vorbei. Zu spät. Ich hatte es geahnt. Ich hatte es geahnt, schon die ganze Zeit, ohne es glauben zu wollen. Aber dann, in diesem Augenblick, war es zur Gewissheit geworden. Ich konnte nichts mehr daran ändern.

Als Sirenen auf der Straße jaulten und grelle, blaue Lichtblitze über die Zimmerdecke huschten, da hatte ich noch gehofft. Da dachte ich, die Bullenautos würden weiterfahren. Vielleicht zu einer Übung. Vielleicht zu einem Brand. Das kam ja schließlich vor. In Berlin tagtäglich.

Ich hatte mir eingeredet, dass der knatternde Hubschrauber, der seit Minuten über dem Haus kreiste, nicht mir galt, sondern einem Unfall auf der Autobahn. Schließlich hieß ich weder John Dillinger noch Al Capone und gehörte auch nicht zur Drogenmafia, sondern hatte selber bei der Polizei angerufen. Ich hatte gesagt, dass was passiert war. Etwas furchtbar Schlimmes. Dann hatte ich aufgelegt.

Ich kauerte unter dem Küchentisch, den Rücken zur Tür gedreht und den Kopf zwischen die Knie geklemmt. Nicht, weil ich mich verstecken wollte. Das schien mir angesichts der vielen Autos, die nach und nach hielten und die Straße bis zur Kreuzung blockierten, ohnehin unmöglich. Ich tat es, weil ich Angst hatte. Grauenhafte Angst. Und weil ich glaubte, der Tisch würde mich schützen können. Polizisten waren nicht gerade zimperlich, wusste ich aus dem Fernsehen, und traten und schossen mitunter wild drauflos. Und dann, in diesem Chaos, war wahrscheinlich alles möglich. Da musste ich mit allem rechnen.

Plötzlich hörte ich Befehle. Stiefel tobten über die Treppe. Eine Männerstimme fluchte. Es schepperte, Glas klirrte, und mit einem ohrenbetäubenden Knall sprang die Tür auf. Holz flog durch den Raum. Das Schloss gleich mit. Bretter splitterten. Da wusste ich, dass es zu Ende war. Für heute, für immer, ewig.

(„Nachrichten aus Anderwelt.“ S.24)

"Hände hoch!". Die Stimme kam von allen Seiten. "Hände hoch, oder Ich blas dir dein gottverdammtes Hirn aus dem Schädel!"

Ich kniff die Augen zusammen. Ich brauchte einige Sekunden, bis Ich verstand, was die Stimme von mir wollte. Ich hatte vor zu gehorchen, wusste aber nicht wie. Es war unmöglich, schnell und ohne jede ruckartige Bewegung unter dem Tisch hervorzukommen. Ganz unmöglich.

Tief im Herzen hatte ich gehofft, die Polizisten würden mich einfach mitnehmen. Wie im Kino. Sie würden höflich sein, aber bestimmt. Sie würden mich in ein Fahrzeug verfrachten, aufpassen und in die U-Haft bringen. Vielleicht mit Handschellen, wegen der Vorschrift, vielleicht auch mit Fußfesseln. So und nicht anders. Doch das hier ging zu schnell. Das ging mir viel zu schnell. Ich brauchte viel mehr Zeit.

Ich versuchte zu überlegen. Ich versuchte mir klarzumachen, dass

Ich mich ergeben musste. Ich musste mich ergeben, wenn nichts Schlimmeres passieren sollte. Ich wollte noch nicht sterben. Und wenn dann wenigstens nicht hier. Nicht in diesem Haus und nicht in diesem Raum. Auf der Straße hätte ich nichts dagegen gehabt. Im Wald auch nicht. Ich konnte auf einer blühenden Margeritenwiese sterben. Am Meer, am weißen Strand, nach Wochen auf der Flucht. Das wäre mir egal gewesen. Doch hier war es unmöglich.

Obwohl ich durch den Knall fast taub geworden war, hörte ich die schnellen, sich hastig nähernden Schritte. Jemand trat den Tisch weg und stieß mir eine Pistole in den Rücken. Mit solcher Wucht dass es weh tat. Fäuste packten mich. Sie rissen mich erst in die Höhe, bevor ich auf den Bauch geworfen wurde. Mein Kopf schlug auf den Boden. Dunkelrote Flecken tanzten vor meinen Augen. Ich schmeckte warmes Blut.

"Und? Hat er eine Waffe? Er muss doch eine Waffe haben! Pass auf, verdammt!"

"Die Arme breit! Die Beine auseinander!"

"Zeig mir deine Hände! Los!"

"Den Mund auf, aber plötzlich!"

"Kontrolliere seine Taschen!"

"Was ist denn nun mit einer Waffe? Hast du sie gefunden?"

Ich spürte, wie sie mich durchsuchten. Sehen konnte ich es nicht. Sie brüllten mir noch immer die unterschiedlichsten Befehle zu ohne dass ich ihren Sinn verstand. Der Schmerz betäubte mich. Meine Nase blutete. Das Blut rann aus beiden Nasenlöchern. Wie Wasser aus der Leitung. Stiefel bohrten sich in meinen Rücken.

"Au!", schrie ich. "Sie tun mir weh! Ich bekomme keine Luft!"
(„Nachrichten aus Anderwelt.“ S.25)

Was denkst du dir eigentlich, du kleiner Wichser!", zischte jemand und drehte mir gleichzeitig beide Arme auf den Rücken. So weit, dass ich glaubte, er würde mir die Schulter ausrenken. Handschellen klirren. Sie waren viel zu eng. Dann durfte ich aufstehen. Ich wankte. Mir wurde schwindlig. Das Blut lief unter meinem Kinn zusammen und tropfte auf den Boden.

"Bitte tun Sie mir nicht weh", flehte ich. "Ich verspreche ja, dass ich alles mache, was Sie wollen!"

Ich blinzelte, um besser sehen zu können, und sah zum ersten Mal die Männer, die mich gefangen hatten. Sie trugen Tarnanzüge. Ihre Gesichter versteckten sie hinter Masken. Es waren vielleicht fünfzehn Männer aber es konnten auch mehr sein. Die Küche und der Flur waren voll von ihnen. Einer telefonierte. Er sah wie der Boss aus.

"Bist du Kevin von Eschenburg?", fragte der Mann mit dem Handy.

"Ja."

"Bist du vierzehn Jahre alt?"

"Ja."

"Stimmt es, dass du einen Polizisten getötet hast?"

"Ja", wiederholte ich. "Ja. Aber das war nicht so, wie Sie es vielleicht denken. Am Anfang..."

Ehe ich zu Ende sprechen konnte, trat mir der Mann zwischen die Beine. Ich schrie auf und knickte um wie ein Strohalm. Ich kroch über die blutverschmierten Fliesen, bis ich endlich wieder Luft bekam.

"Das ist der Preis, den man zahlen muss, wenn man einen Polizisten tötet", fauchte der Mann unter der Maske. "Das wollte ich noch klären, bevor dich der Richter in die Hände bekommt." Dann machte er den Weg frei. "Los! Ab mit diesem Kerl!"

Die Männer packten ihre Sachen zusammen und verließen nach und nach das Haus. Sie schubsten mich vor sich her und zogen an den Handschellen. Ich wurde auf den Rücksitz eines Streifenwagens geworfen. Wie eine Tüte Hundefutter.

2

Klar. Es ist egal, wo ich es mache. Es ist mir lange schon egal. Ob am Bahnhof, hinter schmutzstarrenden Toilettüren oder in Waggonen. Ob in Abrisshäusern, bei Gewitter im strömenden Regen oder auf den Rücksitzen der Autos. Ob im Schutz der Nacht, mitten auf der Wiese oder im gleißenden Licht der Scheinwerfer. Selbst der Park schreckt mich nicht ab. Ich will Gefühle zeigen, die Ich Im Herzen trage. Ich („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.26)

will lieben und geliebt werden. Ich will, dass man mich mag. Und ich will Geld verdienen. Viel Geld. Ich bin süchtig nach Liebe und Geld.

Ich musste kochen. Ich musste singen. Meine klare, helle Stimme war gefragt. Ich musste Kerzen anzünden und Wein eingießen und Schokolade aus dem Kühlschrank holen. Ich musste Sonnenbrillen tragen. Verspiegelte, mit schwarzem Rahmen. Ich musste duschen Deos benutzen und manchmal meine Haare färben. Und ich musste lächeln, immer wieder lächeln. Ich musste artig sein. Ganz lieb. Dann freuten sich die Männer.

Doch hier ist alles anders. Hier ist alles neu. Hier rieselt Kalk von der Wand, und die Luft riecht nach Desinfektionsmittel. Hier klappern Rohre, kriechen Spinnen, und Kakerlaken rennen um die Wette. Hier tropfen Wasserhähne. Hier liegen Decken in den Regalen und muffige Handtücher. Morgendlicher Atem weht durch das Kellergewölbe. Ein Atem, der mich lähmt. Hier hätte ich es nicht getan. Hier hätte ich mich niemals ausgezogen. Jedenfalls nicht freiwillig.

Ich bin nackt. Breitbeinig stehe ich im Flur. Meine Oberschenkel sind zum Zerreißen gespannt. Meine Füße suchen nach Halt. Der Beton ist braun gestrichen und glatt. Meine Zehen hinterlassen feuchte Spuren. Ich friere. Es ist kalt. Scheißkalt. Nebelkalte Herbstluft strömt durch die vergitterten Fensteröffnungen.

Als ich in der Untersuchungshaft eingetroffen war, hatte sich der Schmerz in der Leistengegend zu einem dumpfen Pochen abgeschwächt. Ich spürte einen metallischen Geschmack auf der Zunge, meine Lippen waren geschwollen und trocken, aber immerhin hatte die Nase aufgehört zu bluten. Dafür stach und kribbelte es in den Fingerspitzen, die nach dem Abnehmen der Handschellen wieder mit Blut versorgt wurden.

Während der Fahrt durch die Stadt im Streifenwagen hatte ich die Funkgespräche mitbekommen, die sich die Polizisten gegenseitig schickten. Sie redeten von einem Erfolg und rühmten ihre Übersicht. Und ein noch höherer Boss als der Boss mit der Maske gratulierte allen Beteiligten auf diesem Wege für die gewaltfreie und unblutig beendete

Verhaftung eines schwerstkriminellen Jugendlichen. Bei Pizza wolle er das feiern, mit dem ganzen Team, tönte es aus dem Lautsprecher.

Ich hatte sie belauscht, bis ich nicht mehr zuhören konnte. Am liebsten hätte ich die Männer daran erinnert, dass ich gerade vierzehn war und sie immerhin zig Leute gebraucht hätten, um mich zusammenzuschlagen. Ich hätte ihnen ins Gesicht geschrien, dass Steven, mein Freund, mir beigebracht hatte, dass es echt gemein und unfair war, auf einem Wehrlosen rumzuprügeln. Ich hätte ihnen noch viel („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.27)

mehr gesagt, und den Maskenboss hätte ich gefragt, ob er sich nicht schäme, von Mann zu Mann, mir zwischen die Beine zu treten, doch ich wollte nicht mit ihnen reden.

Du heißt Kevin von Eschenburg? Ich meine, im richtigen Leben?"

"Das "von" können Sie weglassen."

"Schön. Dann sind wir uns ja einig. Mein Name ist Herr Weise. Mein Name ist Programm. Ich bin Justizbeamter."

"Du bist ein Arschloch!", zische ich in einer Lautstärke, dass er mich nicht hören kann. Ich schiele durch meine zusammengekniffenen Lider und beobachte die schwammige Gestalt, an die man mich übergeben hatte und die jetzt für mich zuständig war.

Der Justizbeamte sieht aus wie alle Justizbeamten dieser Welt, unglaublich dumm und unglaublich fies. Er trägt eine Billiguhr, eine mausgraue, durchgesessene Hose mit speckigem Hinterteil und die übliche Behördenbluse. An seinem Hals baumelt ein dunkelgrüner Schlips.

"Heh!", faucht der Beamte. "Breiter! Deine Stelzen breiter auseinander! Schämst du dich vielleicht? Sonst machst du es doch auch. Los, ich will alles sehen!" Er schlurft aus dem Vorraum und schiebt sich eine Brille auf die Nase. Es ist eine Kompottschalenbrille mit dicken, ovalen Gläsern. Das Horngestell ist einfach gearbeitet, braun marmoriert und wird von Klebestreifen zusammengehalten.

"Breiter!", wiederholt der Beamte, obwohl er sieht, dass es gar nicht breiter geht. Er will es trotzdem. Er räuspert sich und kritzelt saubere Häkchen auf eine Karteikarte. Den Bleistiftstummel hat er angebunden, damit ihn niemand klauen kann. Der Tisch ist alt und wacklig, der Stuhl mit Schaumgummi überzogen und ohne Lehne. "Die Lumpen hier sind dir?", fragt der Beamte. "Geklaut?", bohrt er weiter, als könne er sich keine andere Variante vorstellen. Dann stochert er mit den Schuhspitzen in den Sachen, die verstreut auf dem Boden herumliegen. Angewidert rümpft er seine Nase. "Das wären also ... das wären eine Markenjeans. Eine Jeans ... ich schreibe eine Hose blau. Weiße Socken, weiße Turnschuhe mit rotem Rand. Dazu ein gelbes T-Shirt mit Werbung und ..." Er flucht und tritt voller Ekel auf den Slip, der sich an seinem Absatz verfangen hat. "Dreckschlüpfer!", zischelt der Beamte. Er legt den Bleistiftstummel weg und stellt die Karteikarte in den Kasten. "Wenn man lange genug einen Baum berührt wird man selber ein Baum", nuschelt er, als würde er sich in diesem Zusammenhang plötzlich an einen längst vergessenen Spruch aus seiner Schulzeit erinnern. "Und mit den Bäumen ist es wie mit Unterhosen, gewissermaßen. Wer sie wochenlang nicht wechselt, („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.28)

braucht sich über nichts zu wundern. Ich werde dich Dreckschlüpfer nennen. Hier hat jeder einen Spitznamen. Nur ich, ich bin Herr Weise. Und ich bleibe auch Herr Weise. Das solltest du dir merken."

Ich warte und ich schweige. Ich hoffe, dass er seinen Vortrag beendet hat. Ich halte nicht viel von Beamten, egal, wie sie gerade heißen. Ich will meine Sachen, meine Ruhe, mehr nicht.

Der Beamte lässt sich Zeit. Ich weiß, warum die Behandlung absichtlich so rüde ist. Alles Denkmittel dafür, dass ich einen Polizisten getötet habe. Er will mich dazu bringen, dass ich auf die Knie falle. Ich soll wimmern, ich soll heulen, natürlich auch um Gnade betteln. Doch da kann er lange warten. Ich werde mit ihm kämpfen. Mein Wille gegen seinen. Es gibt eine Grenze, wo die Belastbarkeit aufhört und die Grausamkeit anfängt. Die Polizisten, von denen ich verhaftet worden war, und dieser Beamte mit dem fettglänzenden Nacken hatten diese Grenze überschritten. Ich, Kevin, hatte genug gebettelt. Nie wieder würde das vorkommen.

"Na, du Held? Träumst du schon von draußen? Dann träum mal ruhig weiter. Du hast ja sehr viel Zeit." Der Beamte lockert seinen Schlips. "Sicher, du brauchst mir nicht zu antworten. Das kenne ich. Von Neuankömmlingen habe ich noch nie großartige Antworten erhalten. Sie sind entweder viel zu scheu, viel zu feige oder viel zu abgebrüht. Sie brauchen Tage, bis sie sich an ihre neue Umgebung gewöhnt haben. Manche Wochen. Erst dann versuchen sie, das Beste aus der Situation zu machen. Die Starken jedenfalls. Der schwächliche Rest sitzt auf dem Bett, schreibt wehleidige Briefe an die Mami oder hängt sich am Gitterkreuz auf. Weißt du, warum ich diese Jugendlichen hasse? Sie durchbrechen mein Konzept! Ich hasse sie wegen ihrer Unverfrorenheit, sich ohne Genehmigung aus dem Staub zu machen. Ich hasse sie, weil sie sich das Leben nehmen, noch bevor sie ihre Strafe angetreten haben. Ich hasse sie wegen ihrer nicht unterschriebenen Karteikarten. Es ist Pflicht zu unterschreiben, wenn man die Untersuchungs~haft verlässt. Wo kämen wir ansonsten hin. Schließlich muss ja alles seine Ordnung haben, und gerade bei den Karteikarten. So ist das, Dreckschlüpfer. Geht's dir gut? Bist du zufrieden? Hatte ich nicht gesagt, deine Stelzen breiter auseinander?"

Ich kann mich nicht mehr halten. Ich rutsche tiefer und tiefer. Zentimeter um Zentimeter. Die Schmerzen werden unerträglich. Meine Zehen sind neonweiß und klammern sich auf den Boden.

"Bitte, darf ich mich anziehen?"

"Wie?", fragt der Beamte, als hätte er nicht richtig verstanden.

"Was? Hier hat alles seine Reihenfolge. Hier braucht alles seine Zeit. („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.29)

Hier ist alles durchgeplant. Ich werde dich jetzt kontrollieren. Ganz genau und gründlich. Auch das ist schließlich Vorschrift."

Der Beamte kommt hinter dem Schreibtisch hervor und sieht mir unter die Achselhöhlen. Er sieht mir in den Mund. Er tastet über meinen Hintern. Er nimmt mich wie ein Steak. Als würde er vor der Tiefkühltruhe im Supermarkt stehen und das Verfallsdatum des Fleisches prüfen. Der Beamte späht. Der Beamte sucht. Er grabscht mir zwischen die Beine, murmelt was von zurückgeblieben und Kind und

macht seelenruhig weiter. Der Beamte hat Hornhauthände. Kalt und feucht. Rissig und groß. Mit kräuseligen Haaren und scharfkantigen Fingernägeln. Mit aufgepumpten, dicken Adern. Solche Hände mag ich nicht. Solche Hände streicheln nicht. Solche Hände zahlen nicht. Nicht mal einen Cent.

Ich fahre bei jeder Berührung zusammen. Mein Körper zittert vor Ablehnung. Ich presse mir die Fäuste in den Bauch. Ich beiß mir auf die Zunge. Ich winde mich. Ich ekel mich. Vor lauter Scham möchte ich tot sein. Ich möchte tot sein, ohne sterben zu müssen. Ich zähle bis zehn. Ich zähle bis zwanzig. Ich zähle bis vierzig und noch mal bis vierzig. Bei fünfzig höre ich auf zu zählen. Ich schließe die Augen und warte. Wenn ich sie wieder öffne, ist der Beamte verschwunden.

"Das Leben, ja, das Leben! Es kommt, es ist, es stirbt. Wie unser Gott es will. Es ist ein pausenloses Abschiednehmen, gewissermaßen. Die Freiheit geht zuerst. Dein Körper, der fällt jetzt. Ein bisschen Gegenwind muss man schon vertragen. Heutzutage allemal. Als Krimineller sowieso. Na ja, nun gehörst du mir."

Es ist gut, dass der Beamte spricht. Dann ist es nicht so furchtbar still. Seine Worte nehmen mir die Angst vor der Angst.

"Nun gehörst du mir", lispelt der Beamte fast erleichtert. "Du! Ich kenn dich aus der Akte. Ich weiß alles. Bist ein Perverser!", lispelt er in den Kellergang. "Schau dich nur an!"

Ich gehorche. Obwohl ich alles kenne, jeden Zentimeter meines Körpers, sehe ich an mir herunter. Die Brust ist schmal. Sie war schon immer so. Der Bauch ist eingefallen und von Gänsehaut überzogen. Die Blinddarmnarbe ist blass und dünn wie ein Strich. Nur die Beine sind muskulös wie bei anderen Vierzehnjährigen auch.

"Und?", fragt der Beamte knapp. Seine Stimme droht. Seine Stimme warnt. Sein regungsloses Gesicht ist von Falten zerfurcht und von Mitessern übersät. Ich antworte, wie ich immer antworte, wenn ich nicht mehr weiter weiß. Ich halte ihm meinen Mittelfinger unter die Nase.

"Du wirst dich entschuldigen!", brüllt der Beamte plötzlich in einer Lautstärke, dass trockener Staub von den Heizungsrohren rieselt. („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.30)

"Und zwar sofort, wenn ich mich nicht vergessen soll! Ich kann dich nämlich so stehen lassen, zum Beispiel eine Stunde. Auch länger wäre kein Problem. Ich kann auch kurz nach oben gehen. In den anderen Zellen liegen Jugendliche, die sind schon Wochen hier. Manche Monate und Jahre. Die sterben fast vor Langeweile. Die warten nur auf einen Spritzer wie dich. Die fragen nicht etwa, was du willst. Ob du geil bist oder nicht. Die legen einfach los!"

Ich schlucke. Kälteschauer rennen über meinen Rücken. Ich stehe wehrlos und steif wie ein junger Welp, der verbotenerweise auf den Teppich gepinkelt hat. Willig ergebe ich mich der Autorität des Beamten. Vor Autorität kann man nicht weglaufen, wenn man gefangen ist. Wenn man nackt und mit gespreizten Beinen in einem kalten Keller steht. Wenn man sich nicht rühren kann. Wenn man nichts mehr hat, nicht einmal mehr sich selbst.

Der Beamte ist zu groß. Der Beamte ist zu stark. Er ist die Macht und die Gewalt. Er ist der Richter und der Henker. Er schiebt kalte Luft vor sich her, einen Bauch und den Geruch von Zigarettenqualm.

"Es tut mir leid", entschuldige ich mich mit dünner Stimme. Der Beamte nickt. Die Entschuldigung hat ihm gefallen. Ich nehme meine Sachen. Den Slip zuerst. Ich habe mich noch nie so schnell angezogen.

"Willkommen auf der Zugangsstation. Fühl dich wie zu Hause", scherzt der Beamte. Er grinst so lang und so breit, dass ich seine schlechten Zähne sehen kann. In einem Werbespot über Dentalhygiene würde er bequem die Karies spielen können. "Komm jetzt endlich, komm. Deine Zelle wartet."

Ich folge ihm durch Türen. Ich folge ihm durch Gitter. Die Treppe hinauf, die hinab führt. Am Ende des Flures befindet sich ein schmaler Raum mit Garderobeschränken, von denen die Farbe blättert. Dann kommen Stufen. Ein neuer Gang beginnt. Er ist etwas abschüssig, fast schräg, und endet vor einer Reihe schwerer Eisentüren. Wir sind da. Die Zelle ist kahl und trostlos. Daran ändert auch die Ranke aus Plastik nichts. Mit Reißzwecken befestigt baumelt sie an der Wand.

"So kümmer ich mich, auch wenn du das nicht wert bist", meldet sich der Beamte, als er meine Blicke bemerkt. "So hast du eine schöne Zelle, denn eine Ranke ist ein Bild. Ist die Vorstellung von Natur, falls du das verstehst. Nicht jeder hat was Grünes in der Zelle. Du solltest mir dankbar sein. Ich weiß ja nicht, welche Villen du im Allgemeinen so bewohnt hast, aber die meisten unserer Gäste wissen diesen Vorteil zu schätzen. Kapiert, Dreckschlüpfer?"

"Ich bin nicht Ihr Dreckschlüpfer!", berichtige ich den Beamten und versuche, ein teilnahmsloses Gesicht zu machen. Dann lege ich die („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.31)

Ranke ans Fenster. Ihre Farbe ist erstickt. Unter Staub begraben. Sie ist ohne Leben, mit dem goldenen Etikett "Made in Hongkong", das auf dem Stiel klebt. Es hätte mich keine Anstrengung gekostet, den Aufkleber zu entfernen und an diese Illusion zu glauben. Aber ich weigere mich. Ich will in diesem Friedhof der lebenden Toten keinen Platz einnehmen. Ich will nicht in den Knast. Ich will zu meinem Baumhaus nach Schwerin. Oder an die Ostsee. Ich will zu Steven. Zu Sebastian. Oder einfach nur weit weg.

"Außerdem, was wissen denn Sie", sage ich trotzig vom Gitterfenster aus. "Sie glauben doch ohnehin nur Ihre eigene Wahrheit. Ist doch egal, was ich erzähle!"

„Uff“ schnieft der Beamte. Er setzt sich auf das Eisenbett und starrt mich an, als hätte er mich noch nie gesehen. Die Zigarette hängt ihm schief zwischen den Fingern. "Du wirst Verhöre haben. Sie werden dich ausquetschen wie eine Zitrone. Sie werden mit dir machen, was sie wollen. Sie werden dir den Arsch aufreißen, wenn du nicht die Wahrheit sagst. Du wirst vergessen, wie du heißt. Du wirst vergessen, wie alt du bist. Du wirst vergessen, wie viel Welt es auf der Welt gibt. Du bist die Zeitung von gestern, die niemand will. Mit der man einen Hamsterkäfig auslegt, bestenfalls. Gewöhne dich daran. Deine Spinnerzeiten sind vorbei. Für immer und für ewig, klar?"

Der Beamte liest. Der Hefter ist noch dünn. Der Beamte blättert sich durch mein Leben, als hätte er ein Kochbuch für exotische Gerichte auf den Knien. Zigarettenasche fällt zwischen die Seiten. Der Beamte flucht. Die Zigarettenasche landet auf dem Boden.

"Schön", meldet sich der Beamte und geht zur Tür. "Den Kevin

von Eschenburg vergessen wir dann mal. In Zukunft hast du dich mit 612-6 zu melden. Merk dir deine Nummer. Den Rest regelt die Hausordnung."

Ein älterer Jugendlicher bringt Frühstück. Er starrt mich von oben bis unten an. Dann kommt er seiner Arbeit nach. "Deinen Teller, deine Tasse", fordert er mit tiefer Stimme. Der Jugendliche ist tätowiert, glatzköpfig und unrasiert. "Du bist der Zugang? Du bist hier neu?"

"Neu, stimmt."

"Dann guten Appetit!" Er drückt mir zwischen seinen Worten Brot, einen Margarinestern und Marmelade in die Hand. "Melde dich, wenn du mal was brauchst. Außer Scheißhauspapier kannst du alles haben. Scheißhauspapier gibt's nur rationiert und nur freitags. Begriffen?", leiert er wie eine zerkratzte Schallplatte.

"Begriffen."

(„Nachrichten aus Anderwelt.“ S.32)

"Heh, willst du vielleicht Hefte? Was zum Wichsen? Obwohl, du siehst aus wie ein Kind", flüstert der Jugendliche. "Wie vierzehn."

"Ich bin vierzehn!"

"Scheiße, dann wirds schwierig. Dann kannst du ja noch gar nicht wichsen!" Der Jugendliche geht. Träge karrt er seinen Essenwagen weiter. Plötzlich dreht er nochmal um. "Ich kann dich auch verkaufen. Halbstundenweise, in der Dusche, für Tabak oder Kaffee. Du brauchst Tabak und Kaffee, wenn du durchhalten willst. Und mich brauchst du sowieso, wenn du Geschäfte machen willst. Siehst cool aus. Richtig geil. Bist schlank und nicht zu groß. Und deine Augen funkeln. Wie schwarze, runde Knöpfe. Hier gibt es welche ..."

"Kein Interesse."

"Überleg es dir. Noch darfst du überlegen."

"Verschwinden Sie endlich, Schmittke!" Der Beamte droht mit seinem Schlüsselbund. "Also dann, Dreckschlüpfer. Das ist deine Suite für die nächsten Monate. Lerne sie zu lieben. Und denke an das Saubermachen. Und schöne Träume noch. Und lass dich nicht von den Flöhen auffressen."

Der Beamte riegelt zu. Einmal oben, einmal unten, einmal in der Mitte. Dann schließt er ab. Er sichert die Zelle wie einen Tigerkäfig. Ich höre seine Schritte auf dem Flur. Endlich ist er weg.

Ich hetze an das Fenster. Ich hetze an die Tür. Als ich nicht mehr hetzen kann, gehe ich. Ich gehe, Schritt für Schritt und Stunde um Stunde. Hin und her und hin und her. Das Fenster ist vergittert, die Tür aus rostigem Stahl. Dazwischen liegen sieben Schritte. Sieben Schritte Erinnerung.

"Hallo, Champ, packst du noch einen Sprint zur Kaufhalle? Paar Bierehen könnten wir noch brauchen. Der Film dauert ..."

"Klaro!"

"Du bist ein richtiger Fuchs!"

"Tja, ich bin euer Sohn!"

Sie hätten die besten Eltern der Welt sein können, ohne Alkohol. Davon bin ich überzeugt. Trotzdem nahm ich immer den kürzesten Weg, um einzukaufen. Ich war genauso Schuld.

(„Nachrichten aus Anderwelt.“ S.33)

*knallgelber tag
auf der betonwüste
schwefelmond kalt
über den häuserschluchten
ein hinkespiel in den sand gekratzt
kinderland*

Ächzend quälte sich der Zug durch die sommerwarme Landschaft. Es war ein mehr oder weniger pünktlicher Bummelzug, der die Dörfer zwischen Rostock und Schwerin abklapperte. Das Besondere an dem Zug war, dass er eigentlich nicht mehr fahren durfte. Die Bahn-AG hatte die Gleise kurzerhand als bedenklich und nicht mehr der Norm entsprechend eingestuft und zum Risikofaktor erklärt, so wie man alles zum Risikofaktor erklärte, was noch aus DDR-Zeiten stammte. Die Bauern der umliegenden Gemeinden waren anderer Meinung. Was vierzig Jahre überstanden hatte, konnte garantiert weitere vierzig Jahre überstehen. Vor allem, weil es keine Alternative gab. Der Regionalexpress, den man ihnen kurzerhand angeboten hatte, war zwar schneller, hielt aber nicht überall. Das war den Bauern zu viel des Guten. Sie waren mit Tiefladern und Mähdreschern gekommen und hatten die Strecke blockiert. So hatten sie immerhin einen Aufschub, aber keine Lösung erreicht.

Der Zug war alt. Teilweise waren die durchgesessenen Sitze aufgeschnitten. Bröseliger, gelber Schaumstoff quoll aus den Narben. Die zerkratzten Fensterscheiben waren eine Herausforderung für jeden heimlichen Sprayer. Die Sprayer hatten die Herausforderung angenommen.

"Was ist ein fu ... fuck you, Mami?"

"Das ist ein schlechtes Wort. Sieh da nicht hin."

"Ich muss doch aber hinsehen. Wie soll ich denn sonst nach draußen sehen."

Ich quengelte, bis sich Mutter eine Zigarette anzündete. Augenblicklich ließ ich sie in Ruhe. Es war gefährlich, sie beim Rauchen zu stören, denn meistens dachte sie beim Rauchen nach. Genauso gefährlich war es, wenn sie aus der Kneipe kam und mich mit dem Atem einer Frau erschreckte, die betrunken war. Hilfsbereit wartete ich dann auf dem Flur, half ihr beim Ausziehen, kochte starken Kaffee und („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.34)

schloss die Wohnungstür ab. So konnte ich verhindern, am anderen Tag mit Backpfeifen und schlechter Laune geweckt zu werden.

"Sind wir bald da, Mami? Ich muss auf Toilette. Dringend!"

Schwitzend hockte ich auf dem Sitz gegenüber und presste mir die Hände zwischen die Beine.

"Halt die Klappe. Du kannst gehen, wenn wir da sind."

"Wann sind wir da, Mami?"

Ich erhielt keine Antwort, aber das war ich gewohnt. Mutter war nicht sehr gesprächig, wenn es um Unterhaltungen mit mir ging. Es war schon vorgekommen, dass wir tagelang kein einziges Wort miteinander gewechselt hatten. Weder ein liebes noch ein böses. Weder ein freundliches am Vormittag noch ein beruhigendes vor dem Schlafengehen.

Wozu auch. Ich wusste, dass der Einkaufszettel an der Pinnwand hing, das Geld auf dem Küchentisch lag und was ich ansonsten im Haushalt zu tun hatte. Mutter hatte mich zur totalen Selbstständigkeit erzogen und kontrollierte lediglich meine Arbeiten. Deshalb staunte ich, als sie mich plötzlich auf ihren Schoß zog und offenbar selber ein Gespräch beginnen wollte.

"Hör zu, Sohn. Es ist wichtig, was ich dir jetzt sage. Und zappel nicht so rum. Und pinkel mir ja nicht auf den Hosenanzug. Hast du mich verstanden?"

"Wir fahren nicht zu Papa, stimmts? Wir fahren wieder zu anderen Marinern."

Ich mochte das Rattern der Züge. Ich hatte mich an das Rattern gewöhnt, so wie man sich in Dörfern an den Geruch von Kuhscheiße gewöhnt. Das Rattern war es, das meine frühesten Wahrnehmungen miteinander verband. Ich liebte die vorbeihuschenden Häuser, die Bäume und die Telegrafmasten. Sie wurden meine geheimen Spielgefährten. Die harten, verräucherten Abteile wurden mein Zuhause. Und lange Zeit glaubte ich, Schaffner wären die lustigsten Menschen der Welt, weil sie immer lächelten.

Mutter war zu der Überzeugung gelangt, nur in Zügen würde sie Männer kennen lernen, oder spätestens in den Dörfern und den Städten, in denen wir für Tage oder Wochen blieben. Davon ließ sie sich nicht abbringen, auch wenn zwischen Schwerin und Rostock kaum heiratswillige Männer unterwegs waren. Schon gar nicht am frühen Vormittag. Trotzdem versuchte sie es immer wieder. Einmal musste es ja klappen.

"Ja, wir fahren nicht zu Papa. Die Wahrheit ist, du hast gar keinen Papa."

"Nicht? Wieso?"

(„Nachrichten aus Anderwelt.“ S.35)

"Das ist eine lange Geschichte."

"Aber jeder Junge hat doch einen Papa!"

"Eigentlich schon. Ich war damals noch sehr jung. Ich wusste, dass ich schwanger war, aber ich wusste nicht, von wem. Als du geboren wurdest, hatte ich gerade keinen Freund."

"Und deshalb habe ich auch keinen Papa", schlussfolgerte ich enttäuscht.

"Der Alkohol war Schuld. Die langen Abende. Der heiße Sommer und die Partys am Strand. Vor allem aber war die Arbeit Schuld. Vielleicht heißt dein Papa Jörg. Vielleicht auch Dirk oder Frank. Er kann aber auch ganz anders heißen. Was weiß denn ich. Fritz zum Beispiel. Man lernt viele Männer kennen, wenn man in der Kneipe jobbt."

Ich nickte, rutschte auf den Platz zurück und sah gedankenverloren aus dem Fenster. Ich durfte nur nicht den Mut verlieren. Irgendwann würde schon ein Mann kommen, der mein Vater werden wollte. Ein Mann mit ganz viel Geld. Ein Mann mit starken Armen. Ein Mann, der Geschichten vorlesen konnte, der Ahnung von Höhlen hatte und gut im Hausaufgaben machen war. Daran glaubte ich ganz fest.

"Los, wir müssen aussteigen." Mutter zog sich den Lippenstift nach und hetzte mit großen Schritten über den Bahnsteig. Ich konnte ihr kaum folgen. Ich pinkelte an den erstbesten Zaun und rannte hinterher so schnell ich konnte. '

"Wir wohnen jetzt in Friedrichsdorf. Merk dir diesen Namen. Und merk dir auch den Weg. Der Bauer wird dich mögen. Er heißt Herr Walter Klein. Hast du mich verstanden, Kevin?"

Der Bauer war knochig und ohne Arbeit. Ein armer Hund, der sich durch sein Leben biss. Er hatte Falten, die nichts von seinem Gesicht aussagten. Sie schrien nur sein Alter heraus, das sie hineingegraben hatten. Ein Aussehen zwischen Begrüßung und Abschied, angeritzt von einer Handvoll Zeit. Der Bauer besaß weder Kühe noch Schweine noch Hühner, dafür aber ein efeumranktes Haus, eine Jauchengrube und einen kleinen Garten. Er war frisch geschieden und stur wie alle Bauern. Der Regen der vergangenen Jahre hatte ihn ruiniert. Das restliche Geld hatte seine Ex-Frau mitgenommen. Nun war er dabei, alles zu verkaufen, was sich noch verkaufen ließ.

Ratlos sah ich in den Himmel. Seit mehreren Tagen versuchte ich nun schon, dem Bauern zu gefallen. Ich hatte immer begrüßt und war immer höflich. Ich hatte die Toilettentür zugemacht, das Laub aufgesammelt und hatte mir mit meinen sechseinhalb Jahren sogar vorgenommen, schnell erwachsen zu werden, damit ich noch besser helfen („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.36)

konnte. Doch wie sehr ich mich auch anstrengte, nett zu sein, es war umsonst. Auch ohne Grund hätte ich Dresche bezogen.

"Du schaffst das schon", meinte Mutter geduldig. Zuversicht strahlte aus ihren blaugetuschten Augen. "Der ist nur zum Anfang so. Der wird sich schon an dich gewöhnen. Es braucht Zeit mit dem Gewöhnen bei Bauern. Ich glaube, der wird ein guter Papa. Sei lieb zu ihm."

Ich biss die Zähne zusammen und stürmte in den Garten. Ich grub um, zupfte Unkraut und sammelte Steine aus der Erde. Ich goss den ausgedörrten Rasen, harkte den Weg und wischte das Gelände sauber. Dann pumpte ich die Wassertonne leer und strich ein Zaunteil. Erst am Nachmittag wagte ich eine winzige Pause. Mein Rücken schmerzte. Meine Hände brannten. Hunger quälte mich, vor allem aber Durst. Wiederholt schielte ich zur Tür, aber niemand interessierte sich für das, was ich tat. Gerade jetzt und heute, wo ich so viel geleistet hatte. Deshalb wurde es Zeit, dass ich die Erwachsenen darauf aufmerksam machte. Stolz wie ein König schlich ich in die Küche.

"Da, das meine ich!" Der Bauer saß am Tisch, löffelte Suppe, aß Brot dazu und zeigte in meine Richtung. Erschrocken blieb ich im Türrahmen stehen. "Er macht, was er will. Sieh ihn dir an, deinen Bastard. Verdreckt von oben bis unten. Rumstrolchen, die Gegend unsicher machen, vielleicht auch noch klauen und die Scheune anzünden. Das ist es, was ich liebe!" Der Bauer knallte seine Faust auf den Tisch. "Denke ja nicht, dass du dich bei mir durchfressen kannst. Wer nicht arbeitet, bekommt auch nichts zu essen!"

"Ich habe im Garten ...", stotterte ich und zeigte nach draußen. "Ich habe ..."

"Hörst du, wie bösaartig er ist? Wie extrem streitsüchtig? Der bekommt eine Abreibung, die sich gewaschen hat!"

"Er ist doch noch ein Kind", flötete Mutter, um den Bauern zu beruhigen. "Und Kinder brauchen Auslauf in diesem Alter. Lass uns doch nach oben gehen, Walter. Wir haben doch Zeit, um nach oben zu gehen?"

Drei Wochen später hatte der Bauer die Nase voll von uns. Er forderte Mutter auf, sein Haus für immer zu verlassen. Mit gekreuzten Armen stand er an der Tür und wartete, bis wir gegangen waren. Mich interessierte das nur am Rande. Hauptsache, er konnte mich nicht mehr um den Küchentisch prügeln. Mehr verlangte ich nicht.

Nach zwanzig Minuten Zufahrt und einige Dörfer weiter hatten wir Glück. Mutter überzeugte den Bürgermeister der winzigen Gemeinde von der dringenden Notwendigkeit, uns kurzfristig ein möbliertes Zimmer zur Verfügung zu stellen. Sie hatte abenteuerliche Ge- („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.37)

schichten erzählt, nachdem sie erkannt hatte, dass der Mann unverheiratet war, Pfeife rauchte und heimlich auf ihren Busen schielte. Dann hatte sie Großstadtprobleme erwähnt, vom Smog auf den Straßen berichtet und von Kevin, ihrem Sohn. Der Bürgermeister hatte genickt und Zigaretten angeboten. Mutter musste versprechen, im Kuhstall der Gemeinde zu helfen.

"Kühe?", lächelte Mutter und zupfte sich am Ausschnitt ihrer Bluse.

"Nur bei Bedarf", räumte der Bürgermeister hastig ein. "Hin und wieder, wenn mal jemand fehlt. Wegen Krankheit oder Urlaub. Sind Sie einverstanden? Ich wünsche Ihnen eine gute Zeit. Sie werden sich in unserer Gemeinde wohlfühlen. Ganz bestimmt. Bei uns hat sich bisher jeder wohl gefühlt, und Ihr Sohn wird sich natürlich auch wohlfühlen. Wenn Sie wollen, kann ich Sie begleiten, Frau von Eschenburg!"

Ich staunte mit offenem Mund. Zehn Minuten später hatten wir die Wohnung.

Fröhlich strich ich durch die Gegend. Der Wald hatte mir sofort gefallen. Die hohen, windzerzausten Kiefern, die grünen Wiesen und das schmale Flüsschen, welches das Dorf seitlich begrenzte, machten mich neugierig. Täglich war ich unterwegs. In aller Frühe kundschaftete ich den holprigen Sportplatz aus, mittags leistete ich den Frauen auf den Feldern Gesellschaft und abends buddelte ich Höhlen in der stillgelegten Kiesgrube. Meist aber war ich in der Nähe des Ladens zu finden. Dort wartete ich oft stundenlang, bis endlich jemand kam. Bei älteren Bäuerinnen hatte ich gewöhnlich Glück. Ich hielt die Tür auf, lächelte und durfte mir als Gegenleistung Schokolade, Gummibärchen oder Cola aussuchen. Ich genoss diese Zuwendungen voller Freude und stopfte mich voll, bis mir schlecht wurde. Bald war ich ein akzeptabler Profi im Aufsetzen leidender Mienen, konnte ohne Vorankündigung heulen oder Bauchschmerzen vortäuschen. Meine Abgebrühtheit fand ich genial, da sie mich davor bewahrte, den Geschmack von Süßigkeiten auf der Zunge für immer zu verlieren. Sorgen bereiteten mir nur die anderen Kinder. Sie waren entweder viel zu alt und knatterten mit Mopeds über die Feldwege oder waren wesentlich jünger und durften nicht all eine auf die Straße. Die einzigen Kinder meines Alters, die das durften, waren zwei langbezopfte, rothaarige Schwestern mit Sommersprossen und schwarzen Gummistiefeln. Sie starrten mich an, als käme ich direkt vom Mond. Als wäre es die blanke Schande, ein Junge zu sein. Außerdem sprachen sie kein Wort und bohrten sich lediglich mit den Fingern in den Nasen. Nein, mit ihnen wollte ich mich auf gar („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.38)

keinen Fall abgeben. Wozu auch. Ich hatte ja den Wald, die Wiesen und die Felder.

Dennoch machte ich mir seit Tagen Sorgen. Mutter hockte in der Kneipe. Sie brauchte für ihre neue Arbeit Mut. Der Alkohol machte Mut, aber nicht mutig genug. Immer weniger erschien sie bei den Kühen, und im Morgengrauen schon gar nicht. Zuerst hatte der Bürgermeister die Beschwerden nur gesammelt. Dann hatte er gemahnt und Mutter zu den klärenden Gesprächen Wein und Salzstangen mitgebracht. Zuletzt hatte er ihr Briefe geschrieben, einen ganzen Stapel, obwohl er nur drei Häuser weiter wohnte. Der krankheitsbedingte Ausfall eines Kollegen bereitete ihm Kopfzerbrechen, und nur sie, Frau von Eschenburg, könne ihm aus dieser Notlage helfen. Trotzdem nicht zur Arbeit zu erscheinen, drohte der Bürgermeister, würde unweigerlich problematisch enden und sei keinesfalls duldbar. Sonst machten das bald alle und würden ihm letztendlich auf dem Kopf herumtanzen. Sich auf dem Kopf herumtanzen lassen könne er sich jedoch nicht leisten.

Ich verspiel mir sonst mein Ehrenamt", fuhr er mitleiderregend fort. "Und als Leiter der Tierproduktion will ich nicht enden. Ein zweites Standbein braucht man schon. Das verstehen Sie doch sicher."

"Sie können Waltraud zu mir sagen. Sehr gern sogar!"

"Nein-nein, so geht das nicht", stotterte der Bürgermeister und klopfte seine Pfeife aus. "Nein, so einfach geht das nicht." .

Mutter hatte den Bürgermeister verwundert angesehen, Ihren rotgeschminkten Mund geöffnet und schließlich kurzerhand abgewunken.

Um an Geld zu kommen, knöpfte sie unser Essen nun den Brieftaschen der Männer ab, die aus der nahen Stadt kamen und über Nacht blieben. Ich fand das gar nicht gut, weil keiner dabei war, der sich für mich interessierte. Weder ein dicker Mann kümmerte sich um mich noch ein schlanker. Weder einer mit Brille noch einer mit Auto. Tabakqualm, Alkoholdunst und das endlose Gekicher von Mutter trieben mich wütend aus der Wohnung. Ich verzog mich in den Wald, bis es dunkel wurde, und rannte später voller Angst zurück, weil ich glaubte, hinter jedem Baum und jedem Strauch würden massenhaft wilde Tiere mit fletschenden Zähnen lauern, die es nur auf mich abgesehen hatten. Anders konnte ich mir die Schatten und das unheimliche Knacken der Äste nicht erklären. Erst an der Dorfstraße machte ich japsend halt. Wenn ich mich erholt hatte, schlich ich an die Häuser und sah vorsichtig durch frischgewaschene Gardinen in fremde Wohnungen, wo Eltern mit ihren Kindern spielten oder gemeinsam Hausaufgaben machten. Ich freute mich, wenn sie Musik hörten oder Filme sahen.

(„Nachrichten aus Anderwelt.“ S.39)

Manchmal wartete ich auch vor der Kneipe, bis ein betrunkenener Bauer aus der Tür torkelte, den ich stützen konnte. Hatte ich Glück, bekam ich eine Mark und ein freundliches Dankeschön. Hatte ich Pech, jagte mich die zeternde Bäuerin aus dem Haus, als wäre ich der Teufel persönlich und am Übel ihres Mannes Schuld. Die meiste Zeit verträumte ich jedoch auf der Wiese hinter dem Wald, bis ich nachts, vor Kälte zitternd, erwachte. Gähmend schlich ich dann im Glanz der Morgensonne zurück und sah durch das Schlüsselloch den Erwachsenen bei ihren Ringkämpfen zu. Dass sie bei diesen Temperaturen splitternackt herumlagen, ohne zu frieren, verwirrte mich. Staunend fand ich heraus,

dass man mit dem Ding, welches mir blass und dünn zwischen den Beinen schaukelte, offenbar noch mehr machen konnte als nur pinkeln und langziehen. Und ich nahm mir vor, auch dieses Geheimnis zu lüften.

Vorerst jedoch hatte ich Wichtigeres zu tun. Wenn sich die Männer schon nicht um mich kümmerten, so musste ich mich wenigstens um sie kümmern. Ich hatte mich darauf spezialisiert, ihre Jackentaschen umzukrempeln und mich heimlich zu bedienen, wann immer das ging. Meist fand ich zwar nur Kleingeld, aber auch Kleingeld reichte für Süßigkeiten, wenn ich es sparte. Hauptsächlich sammelte ich aber die herumliegenden Pfandflaschen ein, die sich in der Küche stapelten, und schleppte sie zum Laden. Dafür kaufte ich alles, was ich wollte. Ich musste nur schnell genug sein. Ansonsten waren mir Backpfeifen von Mutter sicher, weil Pfandgeld grundsätzlich für weitere alkoholische Getränke ausgegeben wurde. Das war Gesetz. Daran hatte sich jeder zu halten. Auch ich.

"Hat sie wieder Besuch, gell? Stadtkerle, was? Haben dich verprügelt, wie?"

Der graumelierte Verkäufer fragte immer das Gleiche und tuschelte hinter vorgehaltener Hand mit den Dorfbewohnern. Wenn er genug getuschelt hatte, zog er seine Stirn in lustige Falten und gab mir Brucheis aus der Tiefkühltruhe, damit ich mein Gesicht kühlen konnte. Hin und wieder spendierte er auch Cola oder Äpfel, aber das war seltener. Sein Umsatz war nicht so, dass er sich unkalkulierte Ausgaben leisten konnte.

In dem Maße, wie ich wuchs, stellte sich mein Leben mehr und mehr als interessantes, spannendes, nicht planbares Spiel dar, in dem ich lediglich zu gewinnen brauchte. So erlebte ich Tage, die nicht nur belangloser Zeitablauf waren, sondern zum erfreulichen Ereignis wurden. Obwohl ich längst den perfekten Haus- und Hofnarren verkörperte, als Putzteufel durch die Wohnung fegte und beim geringsten („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.40)

Fingerschnipsen aufsprang, um Bier zu holen, liebte ich Mutter. Sie hatte tausend gute Seiten, die nur die anderen nicht sahen. Ich sah diese Seiten. Ich sah auch die Schultüte. Groß, bunt und prall gefüllt mit feinsten Süßigkeiten zierte sie seit einer Woche das Ladenfenster und zog sämtliche Kinder, besonders aber die Kleinsten, magisch an. Mit weit aufgerissenen, leuchtenden Augen standen wir davor und schubsten und drängelten um die beste Aussicht, bis uns der Verkäufer unerbittlich wegscheuchte, weil die Scheiben vor Fingerabdrücken starrten. Da hatte ich eine Idee.

Ich bettelte lange. Ich bettelte intensiv. Ich bearbeitete Mutter mit fordernden Blicken und zusätzlichen Arbeitsleistungen. Ich spielte den Todkranken, den schwer Leidenden und nervte ohne Pause. Die Tüte musste her. Wenn ich das Teil schon nicht der Notwendigkeit halber bekam, dann doch wenigstens als Entgelt für meine treuen Haushaltsdienste. Endlich gab Mutter nach, erklärte aber, das nötige Geld nicht zu haben. Trotzdem war ich guten Mutes und hoffte auf ein plötzliches Wunder in der leeren Kasse. Das Wunder stellte sich Tage später in Gestalt eines besonders spendablen Herrn auch ein. Er sprach sogar von Heirat und Umzug. Ich stellte meine Ohren auf Empfang. Heirat und Umzug hörten sich gut an. Heirat und Umzug hörten sich an, als

wenn ich nicht nur eine Schultüte, sondern bald auch einen Vater haben würde. Vielleicht ja diesmal wirklich.

Es wurde nichts aus meinen Träumen. Der Mann verschwand noch vor dem Abendbrot. Er knallte einen Geldschein auf den Tisch, knallte mit der Wohnungstür und wartete auf der Straße, bis das Taxi kam. Ich verstand das nicht. Ich fragte Mutter, warum sie den Mann rausgeschmissen hatte, aber die zuckte nur mit den Schultern.

Jetzt musste ich handeln. Auf der Stelle und sofort. Ich musste den Mann abhaken, ihn schnell vergessen und loslegen. Immerhin war ich fast sieben und alt genug, um zu wissen, was abging. Vor allem wusste ich, wie schnell sich Geld ausgeben ließ. Es wurde ja schon weniger, wenn man es nur ansah oder zählte. Und auf keinen Fall durfte ich Mutter in die Kneipe lassen. Erst recht nicht heute Abend.

"Mami?"

"Lass mich. Ich will mich ausruhen."

"War ich lieb, Mami?"

"Schnauze. Ich bin müde."

"Wollen wir kuscheln? Bitte!"

"Wie kommst du denn auf diesen Quatsch. Bist du etwa krank? Hat denn das nicht Zeit bis morgen?"

"Das sagst du immer. Bitte, Mami, wollen wir?"

(„Nachrichten aus Anderwelt.“ S.41)

"Du bist ein Nervtöter, Sohn!"

"Okay, dann gebe ich dir einen Kuss. Und schlafe gut. Ich werde inzwischen die Küche aufräumen und den Tisch abwischen und die Schuhe putzen. Ja?"

"Meinetwegen. "

"Gute Nacht, Mami!"

Am nächsten Tag hatte ich gewonnen. Ohne weitere Diskussion gab sich Mutter geschlagen, holte den Schein und ging einkaufen.

Glücklich und ausgelassen hüpfte ich durch die Wohnung. Meine Dankbarkeit stieg von Minute zu Minute. Mutter, liebe Mutter. Sie hatte auf den Schnaps verzichtet, sogar auf Zigaretten. Ich durfte ihr Sohn sein, und das, obwohl ich sie heimlich mit Pfandflaschen betrog. Es wurde Zeit, dass ich mich für meine Untaten schämte und um Verzeihung bat für all die Stunden, wo ich sie nicht glücklich gemacht hatte. Doch ich hüpfte nur und strahlte.

Während ich meinen Gedanken nachhing und in Richtung Wald schlenderte, bis der große Augenblick gekommen war, hatte es Mutter bis zum Laden geschafft. Der Verkäufer blickte ungläubig.

"Was?", fragte er gedehnt. Tiefe Furchen hatten sich in seine Stirn gegraben.

"Ich nehme die Schultüte ja, aber ohne diesen ganzen Kram. Hätten Sie Bleistifte reingepackt oder Hefte, von mir aus auch Radiergummis, ja dann! Aber Süßigkeiten sind doch Gift, reine Geldschinderei. Mein Sohn ist zu zart, das müssen Sie verstehen. Er macht sich nur die Zähne kaputt. Er bekommt sonst nur noch Karies."

Der Verkäufer kippte die Tüte aus und legte die Papphülle auf den Ladentisch. Mutter verlangte Zeitungspapier.

"Ich kann mir vorstellen, was Sie denken", plauderte Mutter mit einem Hauch von Sentimentalität. "Aber Sie können mir glauben, dass

ich diesen Jungen liebe. Ich liebe ihn über alles. Er ist ein kleiner Engel. Ich will ihn nur beschützen."

Mutter knüllte das Papier zu knisternden Kugeln, stopfte sie in die Tüte und schüttete die billigsten Bonbons darüber, die sie bekommen konnte. Dann kaufte sie Zigaretten, zwei Flaschen Wein und für das restliche Geld Bier.

"Beschützen? Sie wollen Ihren Sohn beschützen? Vor wem? Ihr Sohn muss vor Ihnen geschützt werden, Frau von Eschenburg!" Der Verkäufer lief vor Wut rot an.

"Vor mir, ja? Dann möchte ich Ihnen mal was sagen, Sie aufgeblasener Dorftrottel! Ich habe keinen Job. Ich habe nichts gelernt. Ich habe wenig Geld, und das muss ich mir im Gegensatz zu Ihnen auch („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.42)

noch einteilen. Ich habe lediglich eine Wohnung, die das Sozialamt bezahlt, stapelweise Rechnungen und Ärger mit dem Bürgermeister. Aber ich stehe wenigstens dazu und renne nicht wie Sie gutbürgerlich im weißen Kittel durch die Gegend. Ich weiß, dass ich eine miserable Mutter bin und Kevin nie das bieten werden kann, was andere Mütter ihren Kindern bieten. Deshalb mache ich ihn hart. Heutzutage muss man kämpfen. Er muss lernen, sich alleine durchzuschlagen. Der Bengel ist bescheiden. Er wird sich über die Tüte freuen, auch mit wenig Süßigkeiten. Er versteht, was Sie nicht verstehen wollen!"

"Ich finde es trotzdem schlimm", widersprach der Verkäufer und tat, als würde er den Ladentisch putzen.

Mutter schnitt ihm mit einer energischen Handbewegung das Wort ab. "Sie finden das schlimm? Gut, dann finden Sie es eben schlimm. Ich bin jedenfalls stolz, den Jungen auf das Leben vorbereitet zu haben, das ihn erwartet. Und ich bin stolz darauf, dass er ein richtiger Kerl wird. Kein Weichei und kein Muttersöhnchen!"

Der Kinderarzt stoppte vorerst allen Tatendrang. In seinen Augen hatte ich zwar Interesse für Zahlen und Buchstaben, war aber körperlich weit unterentwickelt und die fällige Einschulung somit zurückgestellt.

"Mich nicht in die Schule zu schicken ist eine blöde Idee! Eine blöde Idee, Herr Doktor!", schimpfte ich enttäuscht. "Können Sie mich nicht noch einmal abhören? Vielleicht ist Ihr Gerät kaputt. Sehen Sie, meine Beine sind ordentlich in Ordnung. Und meine Arme auch. Und ich kann bohnen und kochen und den Kühlschrank abtauen."

Der Doktor nahm seine Nickelbrille von der Nase. "Komm her, du Floh", sagte er freundlich, aber bestimmt. "Es ist schön, dass du das schon alles kannst. Nur muss man in der Schule gar nicht bohnen. Du wirst in Zukunft fleißig essen. Quark, Gemüse und viel übst. Natürlich auch Spaghetti. Du magst doch Spaghetti? Dann sehen wir uns später wieder. In einem Jahr vielleicht. Dann bist du sicher richtig groß. Einverstanden?"

Da mir nichts anderes übrig blieb, nickte ich. Immerhin gab es momentan wichtigere Probleme als die Schule. Die Nachbarn waren so ein Problem. Sie tuschelten immer lauter und immer aggressiver, hatten sich mit Zetteln bewaffnet und beobachteten, welche Männer zu welchen Zeiten zu Besuch kamen und wann sie wieder gingen. Die Zettel hatten sie dem Bürgermeister vorgelegt. Eine Woche später klingelte es. Mutter sah durch den Türspion. Eine elegante Frau Mitte dreißig

und ein dicker Mann mit Anspruch auf Vorruhestand hatten Akten in den Händen und unterhielten sich. Mutter tat, als wäre niemand da. („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.43)

Leise schlich sie zurück und packte geübt unsere wenigen Sachen zusammen. Ich half ihr dabei. Steifbeinig wie ein Storch stakte ich auf Zehenspitzen durch die Wohnung. Minuten später kletterten wir aus dem Fenster zum Hof. Der Zug fuhr nach Rostock. Ich freute mich, dass wir dem Jugendamt entkommen waren und freute mich auf den lächelnden Schaffner. Mutter freute sich, dass sie das Büchlein, in dem ihre Bekanntschaften peinlich genau notiert waren und der Reihe nach abgearbeitet wurden, nicht vergessen hatte. Sie überlegte und entschied, es in Güstrow zu versuchen. Neue Stadt ist neues Glück. Leider war der Mann schon vor Monaten umgezogen. Deshalb fuhren wir nach Erfurt. Nach drei Tagen war auch dieses Abenteuer vorbei. Weiter ging die Reise über Halle und Magdeburg nach Görlitz.

Ich lächelte apathisch. Ich hatte mich gerade an die Neißestadt gewöhnt und einige Brocken sächsisch gelernt, als Mutter auch schon wieder weiter wollte. Diesmal war ich einverstanden. Der Mann war tätowiert, hatte einen Ohrring, lief ständig in langen Unterhosen durch die Wohnung und roch nach scharfem Schweiß. Außerdem sah er nächtelang Fußball und schlief dann bis zum Mittag auf dem Sofa. Der Mann hatte mich kurzerhand in die Abstellkammer gesperrt, nachdem er mitbekommen hatte, dass ich weder wusste, was ein Elfmeter noch was ein Libero war und keinen blassen Schimmer von Abseits und richtigen Einwürfen hatte. Und Jungen ohne Fußballwissen waren keine Jungen, nicht einmal eine Form von ihnen. Und ohnehin ging ihm die Anwesenheit eines Kindes auf die Nerven.

Nein, zu ihm hätte ich niemals Vater gesagt.

Ich blickte aus dem Fenster. Der Zug ratterte irgendwohin. Ich wusste nicht, wohin. Es war mir auch egal. Ich saß im Zug, ich würde morgen im Zug sitzen und übermorgen. Täglich würde ich mit dem Zug fahren, die freundlichen Schaffner sehen und die vorbeihuschenden Telegrafmasten. Ich würde fahren, fahren, fahren, aber niemals ankommen.

4

Das Bett ist schmal und Eigentum des Justizministeriums. Die Decke auch. In großen Buchstaben hat man ihr die Besitzverhältnisse auf den Filz gemalt. Der Saum der Decke ist abgeschnitten, damit sich niemand mit der Stoßborte aufhängen oder gar flüchten kann. Flucht, hatte der Beamte unterstrichen, würde er auf jeden Fall verhindern. Egal, wie. Als Vorsichtsmaßnahme und ohne Rücksicht auf Verluste würde er sogar zu drastischen Maßnahmen greifen, hatte er gelispelt und dabei („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.44)

auch die Möglichkeit des Ankettens erwähnt, selbst bei Jugendlichen. Über das Aufhängen hatte er nichts gesagt.

Ich will schlafen. Seit Stunden liege ich wach. Ich will träumen, die Vergangenheit ertränken, jeden Tag einzeln, aber ich spüre keine Tage mehr. Ich lebe zeitlos, im Wechsel zwischen hell und dunkel. Stunde

um Stunde tropft von den Wänden. Monoton und ohne Gesicht. Müll zu Müll. Ich warte auf den Morgen. Ich warte auf den Abend. Ich esse mechanisch und rasiere mich, obwohl ich mich noch gar nicht rasieren muss. Unzählige Erinnerungen flattern wirr in meinem Kopf, sind nicht zu ordnen und noch weniger zu erklären. Und das Bett ist hart. Grausam hart. Härter als jede Bank im Park.

"Du kannst bloß jammern und dich bepinkeln!" Einer dieser Männer, bei dem wir untergekommen waren, lässt mir keine Ruhe, "Glott mal in den Spiegel! Ich würde mich umbringen an deiner Stelle! Weißt du, das hier ist mein Haus und ich habe hier das Sagen. Ich werde dich töten oder heilen, kapiert? Du machst, was ich will oder du verschwindest. Töten oder heilen, such dir was aus. "

"Aber Dad ... !"

"Komm mir nicht mit dieser Aber-Dad-Scheiße! Ich bin nicht dein Vater, und darauf bin ich wirklich stolz. Ich bin der, der dich wieder in den Griff bekommt. Ich werde schon einen Mann aus dir machen. Vor dem Frühstück hundert Liegestütze. Vor dem Mittag will ich dich an der Klimmzugstange sehen. Und Abendbrot gibt es erst nach einer halben Stunde Kniebeugen. Töten oder heilen!"

Ich schlurfe an das Fenster. Links schläft der Wald. Undurchdringlich stehen schwarze Baumriesen vor dem Hintergrund der Nacht. Rechts, neben dem Baggersee, leuchtet blasses Licht. Dort liegt die Stadt. Dort wohnen Männer, Frauen und Kinder. Menschen, die mich aus ihrer Mitte ausgestoßen haben. Die mich hassen und verfluchen, weil ich ein Mörder bin. Ja, die Stadt. Dort lebt man noch. Dort lacht man noch. Dort gießt man Blumen, wischt Staub und zählt Geld. Dort gibt es Radios und Fernseher, Bücher und Spiele und in den Zeitungen die Ergebnisse der Bundesliga. Dort gibt es Freund und Freundin, zärtliches Geflüster und summende Straßenbahnen. Dort gibt es Filme im Kino, jaulende Polizeisirenen und Biker mit aufgemotzten Motorrädern. Menschen wohnen dort, die den neuen Tag erwarten.

Ich warte auf den Beamten. Er muss jede halbe Stunde in die Zelle sehen und prüfen, ob ich noch lebe. Es ist Vorschrift zu leben, auch wenn mir dazu der Mut fehlt. Sie wollen mich haben. Sie wollen mich verurteilen. Dafür werde ich gebraucht. Für mehr nicht.
(„Nachrichten aus Anderwelt.“ S.45)

Sieben Schritte hin, sieben Schritte zurück. Die Zelle wird dadurch nicht größer. Aber die Nacht vergeht. Wenigstens die Nacht.

5

meer

meer und nur meer

die haare durchwühlt

vom salzigen lachen meiner

traumdelphine

meer

schicke mich nicht fort

Mutter hatte es auf die Insel Hiddensee verschlagen. Der Mann war alt und faltig, von Beruf Bildhauer und roch nach lackiertem Holz und

Geld. Er wohnte einsam zwischen Vitte und Neuendorf in einem strohgedeckten, flachen Haus, trug Arbeitshosen und ernährte sich von löslichem Kaffee und geräuchertem Fisch. Der Mann sollte nicht ganz sauber in der Waffel sein, hatte uns die Zeitungsverkäuferin am Hafen erzählt und von Selbstgesprächen berichtet, die er mit seinen Skulpturen führen wurde. Dazu hätte er vor lauter Geiz nicht einmal Strom und wusch sich in der Regentonnen. Und Zeitungen würde er natürlich auch nicht kaufen. Nicht einmal die billigsten, hatte sie sich aufgeregt, aber Mutter ließen solche Mahnungen kalt.

Sie qualmte eine Zigarette nach der anderen und schärfte mir ein, den Mann trotzdem und immer höflich zu grüßen. Und ich solle lächeln, zuvorkommend die Tür aufhalten, nicht betteln und schon gar nicht klauen. Und ich solle das nicht machen und nicht das und überhaupt solle ich die gebotene und neuerliche Chance nicht vermasseln. Hiddensee war schließlich kein Kaff wie Friedrichsdorf und auch landschaftlich bemerkenswert. Und außerdem sei sie fast am Ende ihres Büchleins angelangt, drohte Mutter mit erhobener Hand und zog mich durch das Heidekraut.

Ich hatte genickt, weil ich ahnte, dass es schiefgehen würde. Von derartigen Männern, die ohnehin nur flüchtig an meinem Leben schrammten und keine Vaterpflichten übernehmen wollten, hatte ich die Nase restlos voll und fand sie eher zum Kotzen. Ich war längst kein kleiner Knabe mehr, sondern ein Biest, dem es gefiel, schlecht zu sein. Ich war ein Schlitzohr und ein Überlebenskünstler. Ich hatte gelernt, wann, wie und wem ich schnippisch in die Augen sehen musste, um an Geld zu kommen, und kannte den Wert jeder gängigen Pfandflasche. („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.46)

Die Trinkerei von Mutter und die Prügel der verschiedenen Männer hatten mich frühzeitig tränenlos gemacht. Ich wurde abgebrüht, bevor mich meine Angst umbrachte. Ich steckte weg, was ich nicht verhindern konnte, und sann auf spätere Rache. Ich malte Flugzeuge und Bomben in den Sand und träumte von Messern und Pistolen.

Der Bildhauer, bei dem wir wohnten, war langweilig wie eine Keksdose und streng gläubig. Diese besondere und mir völlig neue Konstellation war meinen heidnischen Gedankengängen Anlass zu frecher Spekulation. Ich verstand nicht, warum er Mutter noch am gleichen Abend an den Hintern fasste, aber er hatte es getan. Dann hatte er sie abgeknutscht und ihr den Büstenhalter geklaut. Und das im Wohnzimmer, direkt unter dem riesigen Kruzifix. Und das Kruzifix war nicht mal von der Wand gefallen.

Dieses Doppelleben machte den Mann für mich interessant.

Einmal kletterte ich an dem alten, vermoosten Haus über aufgestapelte Holzscheite zu meiner Dachkammer. Das blieb mir meist im Ergebnis einer Verkettung unglücklicher Umstände als letzte Rettung übrig. Entweder hatte ich vorher im blühenden Heidekraut gespielt, hatte Schmetterlinge gejagt und war dann in den Sanddünen eingeschlafen. Oder ich hatte am Strand Liebespärchen beobachtet und sie mit Steinen beworfen. Um anschließend in mein Zimmer zu kommen, musste ich den Umweg über die Wand nehmen, da der Mann pünktlich die Haustür abschloss. Dass die größte Nebensächlichkeits der Welt mit Namen Kevin von ihm vergessen wurde und auch Mutter mich

nicht vermisste, war normal.

Fast hatte ich das wurmstichige Fenster erreicht, als aus dem Nachbarzimmer seltsames Stöhnen drang. Indiskret und neugierig schob ich meinen Kopf an die beschlagene Scheibe.

Der Abgesandte Gottes hatte seine weite, grobgewebte Arbeitshose abgelegt und rekelte sich nackt im Bett. Dämmerung kroch durch den Raum. In jeder Ritze des steinernen Fußbodens, in jeder Vertiefung, hockte trübes Grau. Nur die Zimmermitte wurde von einer blakenden Petroleumfunzel erhellt. Gespenstisch hetzte das flackernde Licht an den Wänden entlang. Hinter dem Bett drohte der riesige Monsterschrank mit bunten Bleiglasfenstern. Im Regal lauerten fette, grünlackierte Spinnen. Daneben fanden sich noch andere verstaubte Schätze. Muscheln lagen dort, ungeschliffener Bernstein, zum Zopf geflochtener Seetang und stolze Segelschiffe in Whiskyflaschen. Von einer Staffelei grinsten mit Zeichenkohle skizzierte, unwirkliche Frauenkörper in das Zimmer. Teilweise waren die Brüste farbig gemalt. Auf dem Rand des Papiers war ein Kindskopf hingekritzelt, der wohl mich darstellen („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.47)

sollte. Ich hatte schon bessere Bilder von mir gesehen und wusste, dass ich nicht nur hübsch aussah, sondern richtig niedlich. Das hatte zumindest die Postfrau in Friedrichsdorf behauptet. Deshalb fand ich es nicht so tragisch, für immer unvollendet zu bleiben.

Mutter kniete auf den Oberschenkeln des Mannes, hüpfte hoch und runter und blickte an die rußige Decke. Der Mann blickte nirgendwohin. Er hatte die Augen geschlossen und weißen Schaum vor dem Mund.

"Hoppe-hoppe-Reiter, wenn er fällt, dann schreit er", sang ich vor der Fensterscheibe mit. Ich wiederholte das Lied, aber die Erwachsenen waren zu beschäftigt. Sie ließen sich nicht stören.

Dass Kinder so spielten, wusste ich. Unterwegs, in den Abteilen der Züge, hatte ich das oft gesehen. Bei Erwachsenen hätte ich das nicht vermutet. Sie sagten immer, sie hätten viel zu tun. Sie müssten ständig arbeiten und hätten niemals Zeit zum Toben. Daraus schloss ich, dass Erwachsene zumindest genauso gut lügen konnten wie ich.

Mutter zog sich an. Auch der Bildhauer griff nach seinen Sachen. Ich riss die Augen auf. Ich staunte mit offenem Mund. Da war er wieder, dieser Pimmel, den ich schon bei anderen Männern gesehen hatte. Ich überlegte, ob es sich überhaupt lohnen würde, jemals groß und stark zu werden, wenn ich dann ähnlich seltsame Pflichten zu erfüllen hätte. Obwohl ich mir Mühe gab, kam ich zu keinem Ergebnis. Vorerst wurde mir nur klar, dass ich nicht genauso faltig, grau und klapprig wie dieser Mann aussehen wollte. Nie. Das Einzige, was mir imponierte, war die Tatsache, dass er Haare hatte, wo ich noch völlig glatt war.

Ich schielte in meine Turnhose, in der bequem auch ein zweiter Kevin Platz gehabt hätte. Nein, da war nichts zu machen. Kein einziges Haar ließ sich entdecken. Am Bauch, unter den Armen und auf den Kniescheiben war ich genauso kahl wie zwischen den Beinen. Ich wusste nicht, was das zu bedeuten hatte, und nahm mir vor, in der Schule zu fragen, die ich im kommenden Jahr besuchen sollte. Mutter hatte schließlich behauptet, in der Schule lerne man alles.

Das nächste Haus in dieser Einöde lag etwa zweihundert Meter entfernt.

Genauso weit war es bis zum Strand. Wenn ich nicht gerade im Haushalt helfen musste, trieb ich mich auf Bäumen oder zwischen den Dünen herum. Die Wellen schimmerten bereits angenehm warm und ließen mich die eisigen Wintertage im Bett mit Fencheltee und Lebertran schnell vergessen. Ein Virus hatte meinen Körper ergriffen und kampfunfähig gemacht. Der Bildhauer nahm das zum Anlass, ständig an mir herumzunörgeln und nannte die Krankheit das Resultat meiner zum Himmel schreienden Sünden. Später bat er in seinen Gebeten den („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.48)

heiligen Herrn um Vergebung. Doch jetzt kündigte sich der Sommer an, der Sommer mit Schulbeginn und Geburtstag, und ich genoss die Zeit in vollen Zügen.

Das Meer! Wasser, so weit das Auge sehen konnte. Mal lag es sanft im Abendrot, eine schillernde, endlose Scheibe, mal donnerten Brecher an den Strand. Ich mochte den rauen, salzigen Wind, der die Haut peitschte. Ich mochte die kalten Wellen und die heiße Sonne. Nackt und frei tobte ich als Glückskind über den Strand, brüllte in die weite Unendlichkeit hinaus und streckte meine Faust in die Höhe. Ich war der König der Welt.

Hier gab es einfach alles. Es gab Möwen mit roten Schnäbeln. Tuckernde Fischerboote. Glatgeschliffene Steinehen und goldglänzenden Bernstein. Es gab hartes Dünengras und eine Dampferanlegestelle. Es gab bunte Schilder mit der eindringlichen Mahnung, nicht zu weit hinauszuschwimmen, schnittige Segeljachten mit sonnenbebrillten Frauen und Stände, wo Bratwurst mit Brötchen und Senf verkauft wurde und wo ich Stammkunde war. Die Besitzer sahen mich gern, weil ich die herumliegenden und wespenbehangenen Pappdeckel einsammelte. Dafür schenkten sie mir alle Reste. Das war mehr, als ich essen konnte.

Mein derzeitiger Hauptjob jedoch galt einer Gruppe von Engländern, denen es auf Hiddensee gefallen musste. Mehrmals kutterten sie zum Festland oder unternahmen ausgedehnte Rundfahrten. Später versammelten sie sich in der anbrechenden Dunkelheit am Strand, spielten Gitarre und lauschten dem prasselnden Lagerfeuer, für das ich tagsüber Holz herangeschleppt hatte. Für sie war ich „little boy“ und immer herzlich willkommen. Als Clown, Spielzeug und Butler stand ich ihnen allzeit zur Verfügung und strengte mich an, die Reisegruppe bei guter Laune zu halten. Hatte ich das geschafft, bettelte ich nach Kaugummi, zog den Männern geschickt das Kleingeld aus den Taschen und mimte bei den Frauen einen traurigen Dreikäsehoch, bis sie meinen zerzausten Kindskopf zärtlich streichelten und an ihre parfümduftende Oberweite drückten. Zu fortgeschrittener Stunde kreisten dann die Flaschen. Ich trank das Zeug ohne zu atmen mit, paffte Zigaretten, von denen ich fast erstickte und kippte schließlich der Länge nach in den Sand.

Mitunter erhielt ich von den Leuten auch Geschenke. Ich bedankte mich artig und wartete darauf, dass jemand seine Videokamera zückte. Ich musste auf ein an Land gezogenes Fischerboot klettern, im Sonnenuntergang posieren und dazu lächeln wie die Milchgesichter aus der Fernsehwerbung. "Great", "sweet", "keep cool", riefen die Engländer („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.49)

begeistert, klatschten Beifall und munterten mich auf, bis der Film voll war.

Leider blieben sie nicht lange. Eines Tages stand ich mit den gesammelten Holzstücken alleine am Strand. Nur der alte Herr war noch da, doch der war viel zu geizig. Von dem konnte ich nichts erwarten. Der aß nichts von den Ständen und lag lieber den ganzen Nachmittag angezogen im Liegestuhl und rauchte. Oder er säuberte seine schwarzen Lackschuhe und musterte mich und andere spielende Jungen über den Goldrand seiner Brille. Er wohnte im teuersten Hotel der Insel, und so hörte ich mir sein Kauderwelsch gelegentlich auch an. Man konnte ja nie wissen, für was das gut war. Vielleicht ergab sich doch noch eine Möglichkeit, um an sein Geld zu kommen.

Der nächste Morgen begann grau und diesig. Die Sonne hatte sich verzogen. Böiger Wind blies von Norden und ließ den Strandhafer flattern. Wolkenfetzen trieben am Himmel. Hin und wieder prasselten Schauer auf das Ufer.

Ich hatte mich entschlossen, trotz des schlechten Wetters nach Muscheln und Bernstein zu suchen. Vor allem Bernstein war wichtig. Die Engländer hatten mir jedes noch so kleine Klümpchen gegen Cola und Kaugummi eingetauscht und nichts übrig gelassen. Und für weitere Besucher wollte ich vorbereitet sein.

Ich warf mich den Wellen entgegen, tauchte und versuchte, auf dem Grund etwas zu erkennen, doch das Wasser war zu trübe. Ich hatte keine Chance. Enttäuscht schwamm ich zurück.

Der Strand lag menschenleer. Keine Kinder waren zu sehen und auch keine Erwachsenen. Niemand von den Urlaubern ließ sich blicken. Nicht einmal die Bratwurstverkäufer arbeiteten heute. Ich hüpfte auf der Stelle, bis mir wärmer wurde, und ärgerte mich, dass ich nichts zum Anziehen mitgenommen hatte. Plötzlich stand die Goldrandbrille neben mir. Ich hatte keine Ahnung, von wo der Mann so schnell gekommen war.

"Shirt? Jeans? Deine Sachen?" Die Goldrandbrille sah sich suchend um.

"Nö! Ich gehe immer nackig baden."

"Hm", machte er Mann, zog seine Jacke aus und wickelte sie mir um die Schulter.

"Danke, Mister, aber mir ist schon wieder warm. Ein bisschen wenigstens."

Der Mann drückte mir einen Schokoriegel in die Hand und trug mich wortlos durch die Dünen. Später ließ er die Dünen links liegen, („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.50)

nahm den Weg quer durch das Heidekraut und stand schließlich am Hintereingang des Hotels. Ungesehen erreichten wir sein Zimmer.

"Danke, Mister, dass Sie mir geholfen haben, aber jetzt muss ich nach Hause. Und danke auch für' s Tragen."

"Little boy, trinken! Tut very good. Trinken, not Erkältung, okay?"

Halbwegs verstand ich, was er von mir wollte. Das Getränk schmeckte süß und roch nach Alkohol. Vielleicht war der Typ doch nicht ganz so schwierig, wie ich bisher geglaubt hatte, und war stolz, dass sich jemand um mich kümmerte. Vielleicht würde mein Traum jetzt in Erfüllung gehen. Als Vater sah er zwar zu alt aus, aber möglicherweise

konnte man mit einem alten Vater auch was anfangen.

"Sie brauchen nicht zufällig einen Sohn, oder?", fragte ich mutig und mit funkelnden Augen. "So einen großen, so wie mich?"

„Little boy trinken!" Der Mann hielt mir eine Flasche an die Lippen. Ich trank, ohne Luft zu holen.

"Ha, Sie denken wohl, ich bin noch klein und mache mir in die Hosen! Da haben Sie sich aber geirrt, Mister. Ich bin schon eine Weile sieben!"

"Little boy trinken ..."

Der Mann lächelte. Er hatte ein gewinnendes Lächeln. Er hatte warme, sanfte Hände, silbergraue Haare und einen blinkenden Goldzahn. Sein Gesicht war voller kleiner, lustiger Falten und frisch rasiert. Mir wurde heiß. Aufgeregt schob ich meine Zehen übereinander.

"Sind Sie verheiratet?", fragte ich Buchstabe für Buchstabe, damit er mich verstehen konnte.

"No, nein."

"Deshalb können Sie doch trotzdem einen Sohn haben, oder?"

"No, nein", wiederholte er.

"Sie haben mich nicht verstanden, glaube ich. Ich möchte einen Vati ... einen Dad! So heißt das doch bei Ihnen."

"Little boy trinken."

Ich wollte nicht mehr und winkte ab. Mir war flau im Magen. Meine Ohren glühten. Das Zimmer begann, sich im Kreis zu drehen. Zuerst ganz langsam, dann immer schneller. Die Fenster drehten sich, die Schränke drehten sich und die Flasche drehte sich. Ich taumelte und verlor das Gleichgewicht. Die Goldrandbrille hielt mich fest. Sie stand auf der anderen Seite des Nebels, in einer anderen Welt. Ganz fern und doch ganz nah.

"Little boy trinken."

(„Nachrichten aus Anderwelt.“ S.51)

Ich wurde in das Bett geworfen. Ich rollte an die Wand. Der Mann riss mich zurück. Sein Nebelgesicht wurde groß und größer. Plötzlich wurde der Mann doppelt so groß. Ich sah nichts mehr außer den Mann. Es gab keine Welt mehr neben ihm, keine Welt mehr oben, unten, an den Seiten. Ich versuchte, mich dieser Welt zu entziehen, doch der Mann war viel zu schwer. Ich wehrte mich umsonst.

Der Mann hatte sein Lächeln aufgegeben. Plötzlich war sein Gesicht scharf geschnitten und unrasiert. Plötzlich hatte er ein Gesicht wie ein Fuchs, der erfolgreich in den Hühnerstall eingedrungen war. Ich spürte seine Hand. Sie lag auf meinem Hals. Sie lag auf meinem Bauch. Sie lag auf meinen Beinen. Der Fuchs schien tausend Hände zu haben.

Ich kniff die Augen zu. Ganz lange und ganz fest. Ich wollte den Mann nicht mehr sehen. Nicht heute, nicht morgen, niemals mehr. Ich wollte im Nebel ertrinken.

Irgendwann weckten mich Backpfeifen. Mutter stand am Bett. Benommen torkelte ich gegen den Tisch. Ich hörte Fragen, die ich nicht verstand. Gesprächsfetzen huschten durch den Raum. Ich sagte, dass ich nichts getan hätte. Der Mann hätte mich mitgenommen. Der Mann, die Goldrandbrille, die plötzlich nicht mehr da war. Und ich sagte, dass es mir leid täte wegen der Landkarte, die ich auf das Laken

gepinkelt hatte. Und wegen diesem Fleck am Bauch, von dem Ich nicht wusste, was das war. Ich wollte mich entschuldigen, aber niemand hörte mir zu.

"Wie bist du hergekommen, was? Uns die Bullen auf den Hals hetzen, wie?"

Mutter schleifte mich aus dem Zimmer. Der Bildhauer wartete vor der Tür, redete mit einem Angestellten und schob ihm Geld in die Tasche. Dann schleppte er mich angewidert nach Hause und redete von einem Skandal, nannte mich "versoffenes Früchtchen" und "Hurenbalg", ließ sich über den biblischen Apfel aus, der niemals weit vom Stamm fallen würde, was ich nicht begriff und endlich auch Mutter auf die Palme brachte.

"Nun lass ihn endlich, Alois! Wir wissen doch nicht mal, ob es passiert ist. Wie soll er was verstehen, was er nicht verstehen kann. Er ist ein kleines Kind!"

Ich wurde ins Heidekraut abgekippt. Der Bildhauer stürzte sich auf Mutter und versuchte, sie an den Haaren zu ziehen. Daraus entstand eine handfeste Prügelei, in deren Folge wir am selben Tag die Insel, mein geliebtes Meer, die Kreidefelsen und die Dünen für immer verließen und nach Schwerin fuhren. Dort wohnte am Stadtrand jemand, („Nachrichten aus Anderwelt.“ S.52)

den mir Mutter besonders ans Herz legte. Er war der Letzte aus dem Büchlein. Er hatte zwar gerade Damenbesuch, als wir eintrafen, aber Mutter schien ihm besser zu gefallen. Er warf die Dame raus und öffnete die Vorhänge.

"Hallo, Waltraud! Das ist ja eine Überraschung!"

Tatsächlich nahm uns der Mann auch auf. Mit mir machte er keine großen Umstände. Als ihm Mutter die Geschichte mit Hiddensee erzählt hatte, weil sie eine akzeptable Erklärung für ihr unverhofftes Erscheinen brauchte, wurde ich zum "perversen, schwulen Fall" gestempelt und musste seiner Meinung nach mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln geheilt werden. Dafür hatte er nur drastische Maßnahmen im Auge. Er verstaute mich auf der Liege hinter dem Sofa. Später brachte er mir Brot mit Sirup.

Drei Wochen nach dem Umzug kam ich in die Schule.

6

Der Untersuchungsgefangene bringt ein Buch. Er fragt, ob ich mir sein Angebot überlegt hätte und geht, als ich verneine. Während der Freistunde hatte mir mein Zellennachbar Tabak und ein Feuerzeug zugesteckt. Mein Zellennachbar heißt Felix Kaufmann, ist zwanzig Jahre alt und kommt aus Berlin. Er hat buntgefärbte Haare und immer gute Laune. Sachbeschädigung steht in seiner Anklageschrift, hat er mir während der Freistunde erzählt und von seinen nächtlichen Ausflügen mit Spraydosen und der Gefahr im Rücken berichtet, irgendwann entdeckt zu werden. Ich bin froh, dass ich einen Sachbeschädiger als Zellennachbarn habe. Ich bin froh, dass ich jemand kenne, der mir zu rauchen gibt, ohne dass ich mich für ihn ausziehen muss.

Der Tabak ist stark, pechschwarz und schmeckt nach Lumpen. Er ist der blanke Tod. Er qualmt und stinkt fürchterlich. Ich rauche trotzdem.

Beim Rauchen vergeht die Zeit. Jeder Tag, den ich abhaken kann, zählt.

"Und sie sind nur Kinder", heißt das Buch. Es wurde aus dem Amerikanischen übersetzt, steht auf der ersten Seite, und hat keine Bilder.

Das Buch ist dick. Ein Wort folgt dem anderen. Ich brauche viel Konzentration. Zuhause habe ich nie jemand gesehen, der ein Buch las. Das einzige Buch, was wir hatten, war die Gebrauchsanleitung für einen Taschenrechner. Ich lese bis spät in den Nachmittag, ohne zu wissen, um was es geht.

(„Nachrichten aus Anderwelt.“ S.53)

"Sie müssen versuchen, auch mal die guten Seiten zu sehen!" Als mich der Vernehmer holt, geht gerade die Sonne unter. "Was hervorzuheben wäre. Was von Ihrer Mutter? Wenigstens eine Kleinigkeit?"

„Meine Mutter hätte Affen großziehen sollen, keine Kinder!"

"Ist das nicht ein zu hartes Urteil, was Sie da fällen? Haben Sie denn" keine Schuld?"

"Doch. Ich hätte mir nur etwas anderes wünschen sollen als eine ganz normale Familie."

Abends unterbricht das Fauchen eines Zuges meine Gedanken. Sehnsucht erfasst mich. Sehnsucht nach Städten und blanken Schienen. Nach rußigen Bahnhöfen und eiligen Menschen. Nach dem Meer, dem endlos blauen Meer. Eine Sehnsucht, die nicht auszuhalten ist. Die mich an die Tür treibt. Die mich gegen das Eisen treten lässt. Dumpfes Dröhnen grollt durch die Gänge. Ein Scheinwerfer schickt seinen Lichtfinger in meine Zelle. Ich klopfe, ich schlage, ich schreie. Stiefelharte Schritte klappern auf den Treppen. Ich brülle meinen Schmerz heraus, bis das Türschloss quietscht und die Riegel weggerissen werden. Verzweifelt gehe ich mit dem Hocker auf die Beamten los, die im Türrahmen stehen und nichts begreifen. Sie drehen mir die Arme auf den Rücken und schleppen mich in die Arrestzelle im Erdgeschoss.

Hier gibt es einfach nichts. Kein Bett und keine Decke. Keinen Eimer, keine Schüssel. Keine Luft und auch kein Licht. Hier gibt es nicht einmal ein Klo. Dunkel umschließt mich der rauputzige Beton und nimmt mir alle Kraft. Ich kann nicht mehr weinen. Ich kann nicht mehr schreien. Ich kann nicht mehr träumen.

Das hier ist die Hölle. Es ist still und heiß und vergeht nicht. Nichts rührt sich, nichts bewegt sich, nichts tropft, nichts krabbelt oder summt. Hier kann man sich nur selbst ertasten. Haare, Augen, Nase. Die aufgeplatzten Lippen. Die Hose, die verschwitzt am Körper klebt. Nackte Beine, nackte Füße.

Ich rutsche auf den Boden. Mein Rücken ist zerschrammt. Ich schiebe mir die Hände unter den Hintern. Wie am ersten Schultag, rechts in der letzten Bank, gleich neben der Tür.

(Auszug aus dem Roman "Mörderkind" von Kenny Berger. Die Veröffentlichung des Gesamtromans ist geplant.)